

I. Von Potsdam nach Posen¹

Dienstag, 1. Mai 1945, 12 Uhr mittags. Ich habe mir gerade meinen durch Handgranatensplitter verletzten Daumen verbinden lassen, als die letzten Schüsse krachen und die letzten russischen Handgranaten im Kellereingang der Kaserne Potsdam-Eiche zerplatzen. An der Kelleröffnung ertönen russische Befehle, die ersten deutschen Landser kommen mit erhobenen Händen aus dem Dunkel hervor. Der Kampf ist zu Ende. Ist das auch unser Ende? Sind die Russen so bestialisch, wie man sie uns immer geschildert hat? Solche Fragen gehen uns durch den Kopf, als wir den Rotarmisten gegenüberstehen. „Kamerad, U-uhr, Uhr!“, mit einem raschen Griff in unsere Taschen und an das Handgelenk versuchen sie, Ringe, Uhren und sonstige ihnen wertvoll erscheinende Dinge an sich zu bringen. Ein Kolbenstoß in den Rücken beschleunigt meine Schritte und geblendet stehe ich im strahlenden Sonnenlicht des ersten Maitages.

Trotz all des Geschreis scheint eine sonntägliche Stille zu herrschen, nachdem sich noch vor kurzem die Waffen im Lärm überbieten wollten. Über hundert deutsche Landser stehen und liegen auf der Grasfläche zwischen den Kasernenblocks, immer noch kommen neue hinzu. Vermutungen werden geäußert, was weiter geschehen wird. Einer will aus den Gesprächen der Russen herausgehört haben, jeder Dritte von uns würde erschossen. Einzelne trennen fieberhaft Unteroffizierslitzten und andere Rangabzeichen von ihren Uniformen. Deutsche Offiziere werden von Russenposten herangeführt und lagern neben uns. Unter den herumstehenden Landsern sehe ich zwei Bekannte, alle anderen sind mir fremd. Es sind alte Volkssturmmänner, die man noch in diesen sinnlosen Endkampf hineingehetzt hat, und 16–17-jährige Jungen aus dem Arbeitsdienst. In weitem Umkreis stehen russische Wachposten mit schußbereiten Maschinenpistolen.

¹ Das Originalmanuskript enthält nur die römischen Ziffern ohne Ortsangaben; diese wurden vom Herausgeber als Kapitelüberschrift zur besseren Orientierung für die Leser*innen eingefügt. Die im Original ausgeschriebenen Nachnamen von Mitgefangenen wurden im Interesse der Wahrung möglicher Persönlichkeitsrechte mit den ersten Buchstaben des Namens abgekürzt. Siehe dazu auch die Anmerkung in der Editorischen Notiz am Ende des Bandes, S. 148 f.

Aus einer entfernt stehenden Gruppe russischer Offiziere kommen einige herbei und einer von ihnen fragt, ob jemand Russisch versteht. Zögernd treten drei Mann vor. Der Offizier hält eine kurze Ansprache, die von den vorgetretenen Dolmetschern übersetzt wird: Waffen, Patronen, Messer jeder Art und Uhren sollen sofort abgeliefert werden. Zuwiderhandelnde würden kurzerhand erschossen. Einige Uhren und Taschenmesser, ein paar Schuß Munition kommen zum Vorschein und werden auf einer Zeltbahn fortgetragen. Dann sollen wir in Viererreihen antreten. Nach vielem Drängen und Schieben wird abgezählt. Der Dolmetscher übersetzt, jeder Fluchtversuch habe sofortiges Erschießen zur Folge. Etwas später setzt sich eine Kolonne von fast 500 deutschen Kriegsgefangenen in Bewegung.

Es ist ein trauriger Zug, schmutzige Gestalten, zerlumpt, manche mit durchbluteten Verbänden, stumpf vor sich hinstarrend. Über all dem Elend leuchtet ein strahlender Himmel. In kurzen Abständen stoßen kleinere Gefangenentrupps zu uns. Einmal sehen wir, wie abseits ein deutscher Landser erschossen wird. An der Straße stehen zerschossene Panzer und zurückgebliebene Geschütze. Aus den Häuserruinen am Wegrand schauen ängstlich blasse Frauen- und Kindergesichter, weiße Tücher sollen bekunden, daß sie um Schonung bitten. So beginnt für sie und für uns der „Wonnemonat Mai“. Langsam schiebt sich unser Gefangenenzug weiter. Als es Abend wird, übernachten wir in einer Scheune.

Die nächsten Tage bringen wenig Neues. Scheinbar ohne festes Ziel führen die begleitenden Russenposten den langen Zug des Elends in der Gegend westlich Berlin kreuz und quer. Übernachtet wird in Scheunen oder im Freien. Zu essen gibt es nichts; das wenige, was wir noch einstecken haben, ist bald verzehrt. Wenn auf den Feldern am Straßenrand Kartoffel- oder Rübenmieten stehen, stürzen 10–20 Mann darauf zu. Froh ist derjenige, der ein paar Kartoffeln ausbuddeln kann, bevor die an der Seite gehenden Wachmannschaften mit Kolbenstößen dazwischenfahren. Die russischen Begleiter sind im allgemeinen recht freundlich. Sie haben den Befehl, uns bis zu einem bestimmten Ort zu begleiten, und trösten uns, wir bekämen bald zu essen.

Am 5. Mai gegen Abend gibt es bei dem Bahnhof Finkenkrug eine längere Rast. Jeder setzt sich müde und schlapp hin, wo er gerade steht. Wie ein Lauffeuer geht es durch die Kolonne: Hier gibt es Verpflegung! Bald werden auch wirklich Brot und Suppe verteilt, man schlingt seine Portion hinunter und ist froh, daß der nächste Tag ein Ruhetag sein soll. Unser Gefangenenzug ist auf über 1000 Mann angewachsen; dicht gedrängt schlafen wir in einem großen Versammlungshaus.

Nach dem Ruhetag geht es etwas ausgeruht weiter am Nordrand von Berlin entlang. An der Seite der Straße stehen Frauen und Mädchen. Dankbar nehmen wir einen Schluck Wasser an, denn es ist heiß und die Kehlen sind ausgetrocknet. Die Wachmannschaft hat gewechselt; die neuen Begleiter schlagen rücksichtslos auf jeden ein, der etwas zurückbleibt. Auch Zivilisten marschieren in unserer Kolonne mit, sie sind ohne viel Federlesen in den Zug eingereiht worden. Ein Junge von 15 Jahren wird vor seinem Elternhaus unter den Augen seiner Mutter zwischen uns gestoßen und muß mitmarschieren. Wohin?

Am 9. Mai kommen wir bei Biesenthal in ein Gefangenen-Durchgangslager; wir erfahren, daß der Krieg zu Ende ist. Die Kapitulations-Urkunde ist unterzeichnet und die letzten deutschen Verbände haben die Waffen gestreckt. Zwei Tage bleiben wir im Lager Biesenthal. Die Sonne brennt vom Himmel. Etwas Brot und dünne Suppe stillen den schlimmsten Hunger. Ich bekomme einen neuen Verband für meinen Daumen, dessen vorderes Glied völlig vereitert ist. Als wir am 11. Mai das Lager zum Weitemarsch verlassen, werden wir gründlich „gefilzt“. Die russische Wachmannschaft untersucht und befühlt jeden einzelnen nach verbotenen Gegenständen. Daß dabei auch Ringe und sonstige Wertsachen in den Taschen der Russen verschwinden, hängt davon ab, was der einzelne Posten gebrauchen kann.

Diese „Filzungen“ wiederholen sich von nun ab in jedem Durchgangslager. Manchmal werden sie von Mitgefangenen, die in den Lagern Vertrauensstellungen innehaben, durchgeführt. Meist sind es Ungarn und Polen, aber auch Deutsche. Sie überprüfen uns noch gründlicher als die Russen und eignen sich oft das letzte Paar Strümpfe und die letzten Zigaretten an. Ein umfangreicher Tauschverkehr entwickelt sich unterwegs auf dem Marsch, da die Russenposten das, was ihnen bei den Durchsuchungen entgangen ist, gegen Lebensmittel einhandeln. Ein begehrter Artikel sind deutsche Soldatenstiefel, die gegen ein Paar dürftige Schnürschuhe unter Beigabe von „Fressalien“ ihre Besitzer wechseln.

Der Mai meint es, was die Hitze anbelangt, wirklich sehr gut. Die täglichen Märsche, manchmal 30–40 Kilometer, in langer Kolonne von mehreren tausend Mann, lassen jeden am Abend todmüde und erschöpft unter freiem Himmel einschlafen. Die Brunnen und Wasserpumpen am Wegrand können nicht genug Wasser liefern, um den Durst aller zu löschen. Am 12. Mai erreichen wir das Durchgangslager Wrietzen. Hier werden wir zum ersten Mal entlaust, obwohl wir noch keine Läuse entdeckt haben. Dabei müssen auch die Haupthaare geopfert werden, da als Einheitshaarschnitt Glatze befohlen ist. Recht ungewohnt und komisch ist uns zuerst dieser kahlköpfige Anblick, doch wir werden ja leider lange, lange Zeit haben, uns daran zu gewöhnen.

Der Marsch von Berlin bis Küstrin bietet uns ein erschreckendes Bild der Vernichtung. Die Ortschaften sind ausgestorben, da die meisten Einwohner geflüchtet sind. Die Kämpfe haben viele der verlassenen Höfe in Ruinen verwandelt. Oft dringt uns ein ekelhafter Gestank in die Nase; Kühe, Pferde und andere Tiere liegen verwesend auf den Wiesen und am Straßenrand. Auf den Feldern stehen Panzer- und Geschützwracks. Im Straßengraben liegen umgeworfene Trainwagen, die Begleiter liegen tot daneben. An anderer Stelle hat eine Granate eine Fahrkolonne überrascht, Pferdekadaver, Wagentrümmern und Menschenleichen bilden ein schauerhaftes Durcheinander. Das war der Totale Krieg! Einst blühende Felder und belebte Dörfer, heute verwüstete Äcker und Ruinen, aus denen nur selten ein ängstliches Gesicht hervorsieht.

Der Pfingstsonntag sieht uns im Gefangenenlager Küstrin. Es wird viel gestritten über unsere Aussichten, in nächster Zeit nach Hause zu kommen. Unterwegs auf dem Marsch haben uns höhere russische Offiziere oft genug gesagt, daß wir nur kurze Zeit

auszuhalten brauchten. Der Krieg sei zu Ende und wenn erst die Verkehrsverhältnisse wieder geregelt seien, würde jeder nach seinem Heimatort entlassen. Daß es Wahrheit wird, hoffen wir alle. Aber die Pessimisten sagen: „Das sind nur leere Versprechungen, um Fluchtversuchen vorzubeugen. Wenn wir überhaupt nochmal nach Hause kommen, können wir froh sein!“ Die Optimisten erwidern: „Die Russen sind nicht die Kerle, für die ihr sie haltet; sie halten ihr Wort!“ Abwarten und hoffen!

Am Abend des 26. Mai kommt der Befehl: Fertigmachen zum Abmarsch! Es geht zum Küstriner Bahnhof, dort werden wir in Güterwaggons verladen. Der 27. Mai ist ein Sonntag mit herrlichem Sonnenschein, unser Zug rollt in östlicher Richtung. Mittags steigen wir aus, wir sind in Posen. Nach einem Marsch durch die Stadt schließt sich das Tor des Kriegsgefangenenlagers 176 hinter uns. Das Kriegsgefangenenlager Posen stellt eine kleine Barackenstadt dar. Die Unterkünfte reichen bei weitem nicht aus, um alle Gefangenen aufzunehmen, ein Teil sucht in Zelten und unter den Baracken Zuflucht. Ein größeres Steingebäude beherbergt die Großküche, weitere 20–30 Feldküchen stehen hinter ihm, um bei der Verpflegung der Lagerinsassen zu helfen.

In einer Reihe von Sanitätsbaracken liegen Kranke und Verwundete, täglich kommen neue hinzu. Das ganze Lager ist in Zonen eingeteilt, Kompanien sind aufgestellt und wieder zu Bataillonen zusammengefasst. Die innere Verwaltung des Lagers liegt in den Händen der Deutschen. Eine Lagerpolizei sorgt für Ordnung. Den Baracken fehlen Türen und Fenster, auch sind sie ohne jegliche Einrichtung. Doch an das Schlafen auf Fußböden und rohen Holzpritschen haben wir uns längst gewöhnt. Die Lagerbelegschaft beträgt zeitweise 40–50000 Mann; viele schlafen unter freiem Himmel; teils weil sonst kein Platz ist, teils weil sie vor den Wanzen flüchten, die den Aufenthalt in den Baracken zur Qual und den Schlaf unmöglich machen. In ein paar Baracken sind Entlausungsanstalten und Waschräume eingerichtet, ein Gebäude enthält einen großen Raum für Vorträge und kulturelle Veranstaltungen. Ein hoher dreifacher Stacheldrahtzaun umschließt das ganze Lager, von Wachtürmen aus beobachten russische Posten die Umzäunung, die nachts von starken Scheinwerfern angestrahlt wird.

Als ich am Sonntag, dem 27. Mai, das Posener Lager betrat, konnte ich mich kaum noch auf den Beinen halten. Mein Magen hatte die eintönige, ungewohnte Verpflegung in Küstrin nicht vertragen und deshalb wurde ich hier in die sogenannte Durchfallbaracke eingewiesen. Die ersten Tage liege ich ermattet auf der Pritsche; nach der vom Arzt verordneten dreitägigen Hungerkur fühle ich mich wieder wohler und kann nach zehn Tagen aus der Krankenbaracke entlassen werden. Ich werde einer der vielen Kompanien des Lagers zugewiesen. Ein eintöniges Leben beginnt. Tagsüber liegen wir in der Sonne und warten auf die nächste Mahlzeit. Morgens und mittags löffeln wir unsere Suppe, nachmittags gibt es einen Kanten Brot und Kaffee. Es reicht nicht zum Sattwerden, doch was können wir für das Faulenzen mehr verlangen?

Mitglieder des Nationalkomitees „Freies Deutschland“ – der von deutschen Kriegsgefangenen in Rußland gegründeten Organisation gegen die Hitlerherrschaft – halten aufklärende Vorträge über Sowjetrußland. Sie versuchen, uns mit viel Stimmaufwand

von den Vorzügen dieses Landes gegenüber den kapitalistischen westlichen Staaten zu überzeugen. Erst hier erfahre ich mit Abscheu von all den Verbrechen und Grausamkeiten, die mit der 12-jährigen Herrschaft des National-Sozialismus verbunden waren. Der Militarismus wird auf das Schärfste angeprangert, das deutsche Offizierskorps als Hauptträger der Kriegsschuld bezeichnet. „Weshalb bekommen dann die vielen deutschen Offiziere, die in besonderen Kompanien zusammengefaßt sind, bessere Verpflegung als wir?“, fragen viele; warum werden sie mit Tabak versorgt, während wir keinen erhalten?

An den Brackenwänden hängen große Plakate, die den preußischen Unteroffiziersdrill verhöhnen und zurückweisen. Wenige Tage später muß die ganze, Zehntausende umfassende Lagerbesatzung Ehrenbezeugungen und Stillstehen nach altbewährtem Kasernenhof-Muster üben. Als Grund wird angegeben, daß der russische Lagerkommandant und seine Offiziere nicht richtig begrüßt worden seien.

Was uns am meisten interessiert, ist die Frage nach unserer Zukunft. Doch über diese Zukunft breitet sich ein geheimnisvolles Dunkel. Wir werden ärztlich untersucht und von russischen Ärztinnen in die Arbeitsgruppen I–IV eingeteilt, wobei Gruppe I die Kräftigsten umfaßt. In kurzen Abständen verlassen Transporte von Arbeitsfähigen das Lager, wohin es geht, erfahren wir nicht. Wir wissen nur, daß sie am Bahnhof von Posen in Waggons verladen werden. Von russischen und deutschen Vorgesetzten wird uns erzählt, die Transporte gingen zum Arbeitseinsatz in deutsche und polnische Gebiete, doch das Gerücht hält sich hartnäckig, daß wir alle Sowjetrußland kennenlernen werden. Für die abgehenden Transporte kommen wieder neue an. Ich selbst bin vorläufig noch in ärztlicher Behandlung, da mein Daumen eitert und nur langsam heilen will.

Jeden Morgen treten einige tausend Mann der Lagerbesatzung zum Arbeitsdienst an. Lange Kolonnen stehen auf der Lagerstraße und warten darauf, daß das Tor sich öffnet. Viele melden sich freiwillig zur Arbeit; nicht aus Idealismus sondern um eine Abwechslung im eintönigen Lagerleben zu haben, und vor allem, um dabei zusätzliches Essen zu bekommen. Wer noch irgendwelche Dinge wie Lederhandschuhe, Kommißstiefel und Zigarettenetuis im Besitz hat, will diese möglichst vorteilhaft gegen Eßwaren eintauschen. Außerdem fällt oft bei den Arbeitskommandos ein warmes Mittagessen ab, und abends erwartet diese Glücklichen noch die volle Lagerverpflegung. Morgens beim Ausmarsch aus dem Lager beginnt das Rätselraten, wohin es geht. Sehr beliebt sind Kommandos unter polnischer Bewachung; bei diesen ist das Essen meist besser als bei den „Russen-Kommandos“. Ich marschiere ein paar Mal mit hinaus; im Gaswerk der Stadt Posen müssen wir Kohle und Schlacke schaufeln, eine für unsere Begriffe gute Suppe ist der Lohn für unsere Arbeit. Für die Stadtverwaltung müssen wir aus zerstörten Stadtvierteln Schutt wegfahren. Ein anderes Mal fahren wir zu einem Vorortbahnhof und schaufeln dort Kohle.

Mit den polnischen Wächtern und auch den Zivilisten kommen wir gut aus. Oft erzählen sie uns, wie schlecht es ihnen selbst geht. Die Preise seien so gestiegen, daß

der Arbeitslohn nicht ausreiche, um das notwendige Essen zu kaufen. Bei dem Marsch durch die Stadt sehen wir die Schaufenster der Geschäfte voller Dinge, die für uns unerreichbar sind, doch auch die polnische Bevölkerung steht sehnsüchtig davor, ohne die hohen Preise aufbringen zu können.

Uns fällt das recht schlechte Verhältnis zwischen den Russen, die als Befreier hierher gekommen sind, und den Polen auf. In vertraulichem Gespräch erzählen polnische Zivilisten uns von den Übergriffen der Russen, die sich an Privateigentum, Klavieren, Uhren und Wertsachen bereichern würden. Eine Untergrundbewegung soll gegen die Sowjet-Besatzung revoltieren, Bahnstrecken unterbrechen und Kleinkrieg führen. Einige Tage lang werden keine Arbeitskommandos unter polnische Aufsicht gestellt und es sickert im Lager durch, daß ein polnischer Offizier mit 10 Kriegsgefangenen zur Untergrundbewegung übergegangen ist.

Das Arbeiten unter russischer Bewachung ist wegen der schweren Arbeitsbedingungen und nur schlechter Verpflegung wenig beliebt. In verschiedenen Fabriken der Stadt Posen müssen schwere Maschinen abmontiert werden, am Bahnhof sind Salzsäcke und Maschinenteile ein- und auszuladen. Ein Kochgeschirrdeckel voll Pellkartoffeln ist dabei den ganzen Tag über das Einzige, was den knurrenden Magen bei schwerer Arbeit befriedigen soll. Am meisten gefürchtet ist das „Kommando Ostbahnhof“. Jeden Morgen werden 2–300 Mann mit Lastwagen zum Ostbahnhof von Posen gefahren. Aus Deutschland kommendes Material wird hier auf Waggons der russischen Spurweite umgeladen. In der brennenden Sonnenhitze wird von frühmorgens bis spät abends fieberhaft gearbeitet. Mit Kolbenstößen, Fußtritten und „Tawai, tawai“-Geschrei treiben die russischen Posten zur Arbeit an. Die dürrtige Morgensuppe des Lagers bleibt bis abends das einzige, was wir im Magen haben; nach 18 Uhr gibt es ein paar Pellkartoffeln und dann wird bis 22 Uhr weitergearbeitet.

Was alles umgeladen wird, ist schwer aufzuzählen; jeder Zug aus Deutschland bringt andere Dinge. Vom Schraubenzieher bis zum Traktor, von der Weckeruhr bis zur Nähmaschine ist alles dabei. In Kisten sind Volksempfänger verpackt, die längst zerschlagen sind; von in Holzwolle gehüllten Glasscheiben ist höchstens jede fünfte noch heil. Klaviere und Flügel werden unter Anleitung russischer Verladeoffiziere mit „Hau-ruck“ recht unsanft auf offene Wagen gestellt. Große Werkzeugmaschinen und Drehbänke werden ebenso wie Heizkörper, Fensterrahmen, verborgene Wasserleitungsrohre und aufgeweichte Papierballen nach Rußland versandt. Deutsche Personautos jeden Typs, meist nur noch Wracks, Stoffe und viele andere Dinge wandern nach Osten.

Oft unterhalten wir uns darüber, wie viele wertvolle Gegenstände aus Deutschland herausgeschafft werden, ohne den Russen wirklich zugute zu kommen. Ist es nicht gegen jeden Sinn und Verstand, alle diese Sachen zu verladen und auf dem Transport umkommen zu lassen? Kann man es denen übel nehmen, die von einer sinnlosen Ausplünderung Deutschlands sprechen? Wenn eines Abends die Einrückenden erzählen, daß sie beschriftete Marmorgrabsteine, die von deutschen Friedhöfen stammen, ver-

laden mußten, so erbittert das wohl jeden. Wenn wir von den Arbeiten in das Lager zurückkommen, klingen uns die Propagandareden in den Ohren, die Rußland als das fortschrittlichste Land der Erde und den Russen als den glücklichsten Menschen preisen.

Langsam vergehen Juni und Juli im Lager Posen. Alle 10 Tage ist Waschen und Entlausen; doch nicht die Läuse, sondern Millionen von Wanzen machen den Aufenthalt in den Baracken zur Qual. Wenn das Wetter es erlaubt, schlafen wir nachts im Freien oder kriechen auf dem Bauch unter die Baracken, um dort die Nächte zu verbringen. Wenn wir vormittags einen Blick in das durch Stacheldraht von uns getrennte Kriegsgefangenen-Hospital werfen, wird uns klar, was hier ein Menschenleben wert ist. Ein zweirädriger Karren, auf dem nachmittags Kartoffelschalen und Abfälle weggefahren werden bringt morgens die Toten fort. Auf einer Bahre tragen zwei Mann die Gestorbenen, die, meist nur noch Skelette, völlig nackt ausgezogen sind, an den Wagen und auf Kommando wird ein Leichnam auf den anderen in den Karren geworfen und die traurige Fracht hinweggeschoben. Wo werden sie verscharrt, namenlos, von ihren Angehörigen vergeblich gesucht?

Alle ermunternden Ansprachen, Konzerte und Vorführungen der Kabarettgruppe können nicht die dunklen Gedanken an die Zukunft verscheuchen. Abends treffen sich die Landsleute der verschiedenen Gegenden in den Lagerstraßen und erzählen von ihren Lieben in der Heimat. Werden wir sie wiedersehen?, diese stumme Frage steht hinter allen Gesprächen.

Ende Juli 1945 ist mein Daumen ziemlich verhielt; bei einer ärztlichen Untersuchung werde ich der Arbeitsgruppe III zugeteilt und am 31. Juli verläßt wieder ein tausend Mann starker Transport das Lager Posen; diesmal bin auch ich dabei. Bevor wir das Lager verlassen werden wir noch einmal gründlich „gefilzt“, Messer, Scheren, Feldflaschen und Wäschestücke werden uns abgenommen. Nach kurzem Marsch klettern wir am Westbahnhof von Posen in die wartenden Waggons. Es sind Wagen mit russischer Spurweite, also geht es nach Rußland.